

= Kapitel 20 =

Ein kaum glaublicher Vorfall.

Am 27. Mai früh in der neunten Stunde nahmen wir Peilung auf Rio, machten Dampf auf, nahmen einen Lotsen an Bord. Die Einfahrt in die Bucht ist wegen vieler Inselchen sehr schwierig. Dafür aber gibt es auch nur e i n Rio de Janeiro. Nur der Hafen von Sidney übertrifft es noch an Schönheit. Was will denn der Hafen oder die Bucht von Neapel dagegen sagen! Na ja, durch seinen Vesuv.

„Die ARGOS von Noald, los Argonautes von Kapstadt!“ rief der Lotse sofort.

Es war alles schon bekannt. Der *Neuyork Herald* war natürlich die erste Zeitung auf dem amerikanischen Kontinent gewesen, die von unseren Triumphen in Kapstadt in einem Berichte von 200 Zeilen erzählt hatte—ein telegraphischer Bericht!—der mindestens tausend Dollar Depeschengebühren gekostet hatte. Aber so etwas leistet sich ja so eine Zeitung jeden Tag.

Das hatten die Zeitungen in Rio nachgedruckt, eine Menge portugiesische, englische, spanische, französische und italienische Blätter—eine deutsche Zeitung gibt es in Rio noch immer nicht, so viele Deutsche dort auch leben, so viele Vereine sie auch bilden—dann aber hatten uns bereits auch schon zwei Dampfer überholt, aus Kapstadt kommend, welche wußten, daß die ARGOS nach Rio wollte, so daß gerade jetzt alles wieder brühwarm war.

Auf Reede liegend, ließen wir über uns das Corps der Rache ergehen, alle die Beamten des Zolles, der Hafenzolizei, der Sicherheitszolizei, der Gesundheitszolizei und sonst noch verschiedener Zolizeien, wir fütterten und tränkten sie ab und logen ihnen etwas vor, bekamen dann aber auch, wie wir wünschten, vom Hafenmeister einen möglichst einsamen Platz angewiesen, ganz am Ende der Häuserreihen, am Kai St. Christavao, hatten, falls ein Bedürfnis vorlag, den Friedhof ganz in der Nähe, auf der Halbinsel Caju. Noch näher lag dem Friedhof ein spanischer Dampfer, der auch schon sehr nach Sterben aussah, er erstickte bald vor Dreck, dann kam ein Italiener, dann zwei Franzosen, dann wir, dann weiter viele Engländer und Deutsche und noch mehr Franzosen.

Einsam blieben wir freilich nicht lange. Bald sammelte sich das Publikum an, um uns anzustarren, auch Menschen genug, die uns einen Besuch abstaten wollten, besonders Zeitungsmenschen.

Das Betreten eines jeden Schiffes ist immer erlaubt, kann vom Kapitän nicht verboten werden. So lange es bemannt ist. Denn das Schiff gilt als Wohnung der Besatzung, und jeder Mensch muß doch in seiner Wohnung besucht werden können.

Aber das ist es eben! Man braucht doch nicht jeden Besuch zu empfangen. Also das Laufbrett ausgeschoben, um der allgemeinen Höflichkeit nachzukommen, ein paar handfeste Matrosen als Portiers davorgestellt, und dann war Zapfen ab. Wenn sich ein guter Freund meldete, der uns besuchen wollte, so

hätten wir es schon erfahren, der wurde empfangen, sonst niemand. Nur Beamte in Uniform oder mit Legitimation mußten freien Zutritt haben.

Als alles soweit geregelt war, ging ich zur Patronin, um mit ihr zu besprechen, wie wir es wegen der Eintrittskarten halten wollten. Heute abend schon?

Ich war noch nicht weit mit meinen Auseinandersetzungen gekommen, als sie plötzlich vor mir auf die Knie fiel.

„Georg, Georg—ich bitte Dich um alles in der Welt—habe Erbarmen mit mir!“ jammerte sie mit gerungenen Händen.

„Ja um Gottes Willen, was ist denn los?“ rief ich tödlich erschrocken.

„Ich kann nicht, ich kann nicht—ich kann nicht auf meinem Schiffe solche Theatervorstellungen geben und das Geld dafür nehmen!“

Da war es!

Hatte ich es doch fast geahnt!

Sie war auf der ganzen Reise nicht mehr die Richtige gewesen.

Und ich konnte es ja ganz gut begreifen. Die Freifrau von der See, die freie Seekönigin—die war sie nun nicht mehr. Sobald sie auf solche Theatervorstellungen angewiesen war, daraus ein Geschäft machte. Da hatte sie vollkommen recht, das konnte ich ihr ganz deutlich nachempfinden.

„Na dann also nicht!“ sagte ich einfach.

Aber sie blieb liegen und jammerte weiter.

„Nehmt mein Schiff—tut damit, was ihr wollt—aber ich kann dann nicht länger darauf bleiben—ich verstecke mich einstweilen irgendwo an Land—“

„Ach dummes Zeug, Helene!“ stellte ich mich ärgerlich. „Was hast Du denn nur zu jammern? Wir machen's eben nicht und damit basta! Wir nehmen nur Proviant ein, dann segeln wir weiter und holen uns die vier Millionen Milreis, dann ist ja die ganze Sache wieder im Lote—“

So sprach ich noch weiter, jetzt freilich wieder als Waffenmeister zur Patronin. Es gelang mir, sie wenigstens wieder zu beruhigen. Das Richtige war es ja noch längst nicht.

„Ich will den Kapitän rufen—“

„Nein, nein—sprechen Sie mit ihm—ich kann jetzt nicht—ich will allein sein, nur allein sein—“

Ich ging zum Kapitän Martin und berichtete ihm.

„Well.“

Dann mußte er aber doch erst einige Gänge durch die Kajüte machen, ehe er seine Gedanken gesammelt hatte.

„Auf diese Theatereinnahmen hier in Rio hatte ich freilich stark gerechnet, sonst hätte ich gar nicht vorgeschlagen, erst nach Rio zu gehen, um uns zu verproviantieren. Ich habe schon die Produktenbörse gelesen und meine Kalkulation aufgestellt. 15.000 Mark brauchen wir für ein halbes Jahr Proviant. Ich würde sie gern vorlegen, aber—wozu denn eigentlich? Nach der Berechnung des Prospektadors handelt es sich doch um dreimalhunderttausend Zentner Chinarrinde, das sind 15.000 Tonnen, dazu müssen wir doch überhaupt mindestens vier Fahrten machen. Was sollen wir da gleich so viel Proviant mitnehmen? Da behalte ich mein Geld doch lieber in der Tasche. Also sagen Sie der Patronin, daß wir—“

Er brach ab, um einmal ganz energisch mit den Beinen zu schlenkern.

„Nein, sagen Sie, daß alles in Ordnung ist. Ich kaufe den Proviant. Solchen Schmerz will ich ihr nicht machen, als hätte die Aufgabe der Theatervorstellungen etwas an meinem Entschlusse geändert.“

Ich holte ihm seine Hand aus der Tasche, um sie zu schütteln und zu drücken.

„Well, da ist gar nichts weiter dabei. Ich werde den nötigen Proviant schon ohne Zwischenhandel direkt vom Schiff bekommen, dann können wir unter Umständen noch ein feines Geschäft dabei machen. Ich gehe gleich jetzt.“

„Wollen Sie nicht einmal den Diamanten mitnehmen und Erkundigungen einziehen, was er wert sein mag? Gerade hier in der brasilianischen Hauptstadt muß es da doch Sachverständige genug geben.“

„Ja, das will ich. Aber nicht jetzt, sonst könnte sie denken, ich wollte erst eine Sicherheit haben. Nein, ich brauche keine Sicherheit. Die Sache des Prospaktadors scheint mir schon sicher genug zu sein.“

Kapitän Martin ging.

Ich begab mich in die Batterie, in der gerade alle Mann beschäftigt waren, sie in einen Zuschauerraum mit tausend Plätzen zu verwandeln.

„Stoppt mal eure Arbeit. Kommt mal alle her. So und so.“

Ruhig nahmen sie meine Erklärung hin.

Aber ihre Niedergeschlagenheit war groß, sehr groß.

„Sie kann es natürlich recht gut mit ihrer Ehre vereinigen, aber nicht mit ihrer Würde, nicht mit ihren Idealen. Versteht ihr, was ich meine?“

„Freilich, ja freilich, Waffenmeister.“

„Wenn wir mit der Chinarinde wieder genügend Geld verdient haben, dann wird es wieder anders, dann geben wir wieder Vorstellungen, aber nur, um das Geld wieder den Armen zu geben.“

„Freilich, ja freilich, Waffenmeister.“

Und schweigend trugen sie die Sitzplätze wieder ab, um aus den Brettern wieder die Decke herzustellen.

Ich ging in meine Kabine, zerriß den langen Brief, den ich während der letzten Tage an meinen Vater geschrieben hatte. Nur eine Vergeßlichkeit war es gewesen, daß ich ihn noch nicht zur Post gegeben hatte. Jetzt empfand ich es als ein Glück. Es stand manches darin, was jetzt ganz haltlos geworden war. So schrieb ich einen neuen. Eine Stunde verging.

„Die Patronin läßt den Herrn Waffenmeister bitten!“ meldete Sidy.

Ich begab mich hin.

Sie hatte die funkensprühende Walnuß in der Hand.

„Wir wollen uns hier doch einmal erkundigen, was dieser Diamant wohl—“

„Der Herr Kapitän!“ meldete Sidy, die Tür aufreißend.

Kapitän Martin trat nicht, sondern er stürmte herein.

„Dunnerslag!! Hält denn der Mensch so etwas für möglich?!“

Zunächst mußte ich den Kapitän für betrunken halten.

Erstens diese Wort bei dem stürmischen Eintritt, zweitens dieses dunkelrote, glühende Gesicht, und drittens—und das war das allerschlimmste Zeichen!—hatte er seine Hände nicht in den Hosentaschen.

„Frau Patronin, zeigen Sie mir doch noch einmal die Depesche von Ihrem Neuyorker Rechtsanwalt.“

Sie hatte sie gleich zur Hand, er nahm und las sie.

Bodenkredit bankrott, alles verloren!

Das las er laut, das andere für sich.

Und dann warf er das Papier auf den Tisch, streckte die Hände in die Hosentaschen, warf sich auf einen Stuhl und streckte die Beine weit von sich.

„Nein, hält man denn so etwas für möglich, hahahaha!!“

Und er brach in ein unauslöschliches Gelächter aus, wozu ich diesen Mann gar nicht für fähig gehalten hätte. Oder ich mußte ihn mir am Groggisch zwischen anderen alten Kapitänen vorstellen, wenn so die besten in aller Welt selbsterlebten Witze durchgenommen werden.

Wie wir ihn noch verständnislos anstarrten, sprang er wieder auf.

„Frau Patronin, ich will meine Botschaft nicht lange hinhalten—ich gehe vorhin auf meine Bank—frage so nebenbei, ob denn bei dem Bankrott der Neuyorker Bodenkreditbank noch etwas herauszuholen wäre—„Wuat,“ brüllt mich der Kerl an, „die Neuyorker Bodenkreditbank bankrott?! Sie sind wohl ein bißchen verrückt geworden“—

„Was?!“ schrien auch wir beide jetzt auf. „Die Neuyorker Bodenkreditbank nicht bankrott!“

Der Kapitän holte seine Hand hervor, um sie, vorgebeugt dastehend, gegen seine Stirn zu klatschen.

„Na Menschenkinder—wie könnt ihr denn nur glauben, daß die Neuyorker Bodenkreditbank überhaupt krachen gehen kann? Das ist doch die solideste Bank, die’s überhaupt in der Welt gibt. die beleiht doch nur Grund und Boden im Staate Neuyork—ins Gesicht haben sie mir gelacht—und jetzt lache ich euch ins Gesicht—Menschenkinder, wie könnt ihr denn nur glauben, daß die Neuyorker Bodenkreditbank zahlungsunfähig werden könnte—seid ihr denn nur ganz und gar von Gott verlassen—hahahaha!!“

Und der alte Kapitän bückte sich und klatschte auf seine Knie.

Ich will gleich vorgreifen, es etwas anders erzählen, als wie es kam.

Wie war denn so etwas nur möglich?!

Nun, gegen zwei Uhr war ich damals in Kapstadt an Bord zurückgekommen, gerade wie der Depeschbote das Telegramm abgeliefert hatte.

Bodenkredit bankrott, alles verloren!

Undsoweiter. Gegen zehn Zeilen. Die Aktionäre haben höchstens 5 Prozent zu erwarten.

Aus Neuyork, unterzeichnet oder vielmehr aufgegeben von Steffenson, dem früheren Rechtsanwalt und noch jetzigen Geschäftsvertreter der Mistreß Helene Neubert, an die das Telegramm gerichtet war. Daß sie sich mit ihrem Schiffe in Kapstadt befand, hatte sie ihm sofort bei ihrer Ankunft telegraphiert.

Wer von uns dachte daran, nun gleich in die Stadt zu laufen, um nähere Erkundigungen einzuziehen? Das war doch hier Tatsache, da brauchte man doch nicht weiter gefragt werden.

Kapitän Martin kam, las das Telegramm. Der kannte diese Bank nur so dem Namen nach. Der hatte, wenn er in Amerika, in Neuyork war, mit anderen Banken zu tun, die sich mehr mit dem Seehandel beschäftigten.

Kennt denn etwa in Deutschland jeder Kaufmann, der nicht gerade im Bankfach ist, die Kredit Lyonnais, die größte Bank Frankreichs? Wer kennt denn aber nun erst die Neuyorker Bodenkreditbank? Der Neuyorker, der Amerikaner, Bankleute, Börsenleute, Bodenspekulanten; andere geht die ja nichts an.

Auch Kapitän Martin hatte keinen Zweifel in die Tatsache gesetzt, die dieses Telegramm verkündete.

Dann hatte er seine lange Rede gehalten, dann hatte er die Gauklerbriefe studiert.

Dann war der Prospektador gekommen. Da war es schon Abend gewesen.

„Soll ich das Schiff abmelden?“ hatte Kapitän Martin gefragt. „Soll ich Dampf aufmachen lassen? Well.“

Und er war nur auf dem Seemannsamt gewesen, hatte dort keine Erkundigungen über diese Neuyorker Bank eingezogen. Und zwei Stunden später waren wir auf hoher See gewesen.—

Ja, wie kam denn nun überhaupt diese falsche Meldung?
Das ist überhaupt nie aufgeklärt worden.

Der Rechtsanwalt Harris Steffenson in Neuyork hatte kein solches Telegramm aufgegeben; der wußte von nichts.

Hatte da jemand einen Putsch für die Börse vorbereitet?

War es ein Streich einer jener lieben Verwandten? Und sei es auch nur, um der lieben Helene einen grimmigen Schrecken einzujagen? Oder vielleicht, um sie zum Verkauf ihres Schiffes zu veranlassen?

Wir haben es nie erfahren.

Ja, wir konnten später, als wir uns darum bemühten, nicht einmal mehr konstatieren, ob diese Telegramm überhaupt in Neuyork aufgegeben worden war!

Das stammte vielleicht aus Kapstadt! War gefälscht! Dem Depeschenboten in die Hände geschmuggelt worden!

Denn möglich ist so etwas. Da sind schon ganz andere Sachen gemacht worden.

„Kinder“, sagte dann später Kapitän Martin, als er sich nochmals ausgelacht hatte, „es erscheint als ein schier unglaublicher Fall!! Daß wir auf so etwas hereingehuppt sind! Aber, wenn man es richtig bedenkt, da sind in der Weltgeschichte schon ganz andere Fälle passiert! Nehmt nur einmal anwie anno 70 die Franzosen schon auf der ganzen Linie geschlagen waren, und in Paris feierte man noch immer eine französischen Sieg nach dem anderen! Wie ist denn so etwas zu erklären?“

Ja, da hatte der Kapitän allerdings recht.

Aber da lassen sich auch noch andere Fälle herbeiziehen, die wir selbst miterlebt haben.

Da war einmal—es ist noch gar nicht so lange her, ums Jahr 1900 muß es gewesen sein—in Paris eine Madame Humbert. Eine Bauerndirne, eigent sich als Dienstmädchen bei einer Herrschaft etwas Schliff und eine gewisse Bildung an. Kommt auf einen genialen Gedanken. Schafft sich einen mächtigen Panzergeldschrank an und behauptet, in diesem befänden sich hundert Millionen Franken, die hat sie von einem geheimnisvollen Unbekannten bekommen—es war wohl ein brasilianischer Minenbesitzer—sie dürfe aber den Geldschrank erst nach einer gewissen Zeit öffnen.

Und auf diesen leeren Geldschrank hin bekommt sie nach und nach vierzig Millionen Franken gepumpt!

Vierzig Millionen Franken!

Von den größten, solidesten, gewieftesten Bankhäusern!

Alle fallen sie darauf herein!

So weiß diese Bauerndirne ihr Märchen zu erzählen!

Was soll man denn dazu sagen?

Nun soll das nicht passiert sein, ein Schriftsetzler erfindet das als Sujet, schreibt darüber einen Roman.

Na, der könnte ja sein Manuskript lange herumschicken!

Hat er Glück, findet er unter den Redakteuren oder Verlegern eine mitleidige Seele, so bekommt er freie Kost und Logis in einer Tobzelle.

Und in Wirklichkeit passiert es!

Die Wirklichkeit läßt eben alles, alles weit hinter sich, was ein Mensch auch in seinen verwegesten Träumen jemals erfinden kann!—

Die Patronin sah natürlich etwa wie ein Geist aus der vierten Dimension aus, oder auch wie einer aus der fünften bis sechsten Dimension.

„Nein, ist es denn nur möööglich?!“

„Na, gehen Sie einmal mit Ihrem Kreditbrief hin zur Bank, holen Sie sich den goldenen Mammon ab!“

„Georg—Georg—“

Es sah ganz so aus, als ob sie mit ihrem verklärten Gesicht mir um den Hals fallen wollte.

Das ließ ich mir aber nicht gefallen.

Jetzt beugte ich mich vor und klatschte mit meiner Hand gegen meine Stirn.

„Aber Frau Patronin—wie können Sie auch nur auf so einen Gedanken kommen, daß so ein Bankhaus wie die Neuyorker Bodenkreditbank pleite gehen kann—“

Weiter hielt ich meine Vorlesung nicht, ich stürmte hinaus, in die Batterie hinein, wo die Leute gerade die letzten Planken in die Decke oder in den Boden einfügten.

„Jungens, Jungens, was macht ihr denn da?! Seid ihr denn verrückt?! Ihr sollt doch den Zuschauerraum aufbauen! Vorwärts, vorwärts, die tausend Sitzplätze geschaffen, heute abend wird Theater gespielt!“

Die Jungens starrten mich natürlich nicht schlecht an. Auch der Matrose Albert war dabei, und der stille Bengel mußte doch wohl der Gescheiteste sein, der traf gleich den Nagel auf den Kopf.

„See hädd woll all wedder Geld?“

„Wieder Geld?“ schrie ich. Hat sie denn jemals keins gehabt?“

Und dann klatschte ich mir wiederum die Hand vor die Stirn.

„Jungens, Jungens, seid ihr denn nur ganz und gar von Gott verlassen, daß ihr glauben könnt, so ein Haus wie die Neuyorker Bodenkreditbank könnte zusammenkrachen?! Jungens, Jungens, ihr werdet doch mit jedem Tag dämlicher!“

Ich wieder hinaus. Mochten die von mir denken, was sie wollten.

Am Ufer drängten sich die Massen, man machte Anstalten, die Laufbrücke zu stürmen, die drei Matrosenportiers standen in Boxerstellung, schrien nach Sukkurs.

„Ist hier noch der Redakteur von der *Gazeta de Noticias*?!“ überschrie ich das Toben.

Denn ich hatte ja schon eine Unmenge von Karten in der Tasche, noch mehr lagen auf meinem Tische.

„Hier, hier!“

Der Herr durfte passieren, ich nahm ihn mit in meine Salonkabine.

„Also wir werden heute abend wieder so eine Vorstellung geben. Aber diesmal bei uns an Bord. Sie schrieben mir, daß Sie ganz und gar zu meiner Verfügung stünden. Nun, ich würde Ihnen eventuell die Ehre geben, daß Sie den Billettverkauf besorgen dürfen.“

Mit vor Freude zitternden Händen zog der Zeitungsmensch sein Notizbuch.

„Wieviel—viel—Plätze?“

„Genau tausend Plätze, einer so gut wie der andere.“

„Und—und—der Preis?“

„Nun, ich dünkte, drei Milreis pro Platz ist gerade ein hübscher, runder Preis.“

„Und—und—werden Sie die Einnahme wieder einer wohltätigen Anstalt überweisen?“

Ich drehte mich halb zur Seite, um jenem einen vernichtenden Blick zuzuworfen.

„Na, dachten Sie etwa, wir spielten in unsere eigene Tasche?! Alles für die Armen, alles für die Armen!“

